

Gesellschaft quo vadis (Wohin des Weges) Inklusion als Heilmittel?

Macht Inklusion aus «Vielen» ein Ganzes? Wie viele Wahrheiten enthält unser Alltag? Ist Differenz als gedachte Kategorie politisch unkorrekt? Spaltet sie die Gesellschaft oder ist Gleichwertigkeit von Individuen ein sozialromantisches Konstrukt? Aktuelle Diskussionen drehen sich um die Anerkennung und Inklusion unterschiedlicher Identitäts- wie auch Lebensmodelle, die eine gleichwertige Akzeptanz fordern. Dadurch werden traditionelle Werte und Normen hinterfragt und eine Neudefinition notwendig. Eine Gesellschaft braucht Orientierung, gemeinsame Werte und Normen, ansonsten läuft sie Gefahr, auseinander zu brechen. Wir sind also gefordert, uns mit den Fragen auseinanderzusetzen und neue Grundlagen für einen konstruktiven Umgang miteinander zu definieren.

■ Lenka Svejda 10'

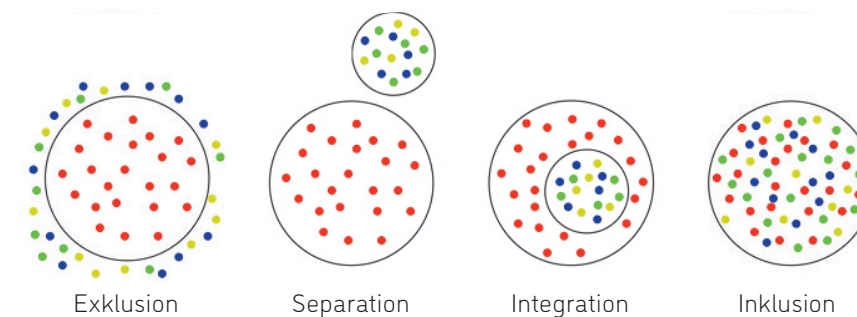
Das Thema «ich / wir und die anderen» ist kein Novum, im Gegenteil, es beschäftigt die Menschheit wiederkehrend seit ihrer Geschichtsschreibung. Begriffe wie Ethnozentrismus¹ oder Nationalismus sind prägend für gesellschaftliche Entwicklungen und Sichtweisen.

Aus der Ethnologieforschung ist bekannt, dass sich viele Stammesgruppen übersetzt «Menschen» nennen. Diese Selbstbezeichnung markiert bereits eine klare Abgrenzung zu Fremdgruppen, welchen somit das gleichwertige Mensch-Sein abgesprochen wird – und das meist umso mehr, als die Gruppen kulturell voneinander entfernt sind. Insbesondere Hochkulturvölker haben sich seit je her von den Barbaren an ihren Peripherien abzugrenzen gewusst. Bei empfundener Bedrohung durch eine Fremdgruppe, kommt es in der Regel zur Steigerung des (latent) vorhandenen Ethnozentrismus. Ein sozialer Mechanismus, der zum Beispiel bei nationalen Abstimmungen zum Tragen kommt mit dem Ziel der Stärkung der eigenen, sozio-kulturellen Identifikationsfaktoren.

1906 wurde der Begriff² als Neuschöpfung in die Wissenschaftsdiskussion eingeführt und fokussierte den sozialen Konflikt in Primitivgesellschaften

und den zugrunde liegenden Existenzkampf der Menschen. Später wurde dieser auf der Verhaltens-ebene angesiedelt und verhaltenswissenschaftlich interpretiert. 1950 verfasste Theodor Adorno³ zusammen mit amerikanischen Forschern die als «The Authoritarian Personality» publizierte Studie, die aufgrund der Ereignisse im zweiten Weltkrieg erstmals den Ethnozentrismus anhand der eigenen, zeitgenössischen Gesellschaft reflektierte. Diese widmete sich der Genese des Vorurteils im Allgemeinen und dem Antisemitismus am Beispiel der nordamerikanischen Gesellschaft im Speziellen: Der Ethnozentrismus wurde erstmals als potentiell in uns verwurzelte Denkweise erkannt und als individuelle Ideologie begriffen – interessanterweise blieb die Studie gerade in Deutschland weitgehend unbeachtet⁴.

Auf psychologischer, individueller Ebene bedingt Individuation als Prozess der Selbstwerdung Abgrenzung. Diese ist zur Erlangung der eigenen Identität notwendig. Doch es braucht für eine positive Persönlichkeitsentwicklung sowohl eine individuelle Identität als auch eine Gruppenidentität. Die Prämisse für ein positives Lebensgefühl ist, dass sich Menschen nicht nur mit sich selbst, sondern auch mit anderen Menschen verbunden fühlen. Doch genau dieses Verbundensein mit anderen ist es, das auch zur Ausgrenzung und zur Abwertung führen kann.



Auf der Ebene der Sozialstruktur⁵, der Ordnung menschlicher Gesellschaften gemäss ihren sozialen Merkmalen (Schicht, Klasse, Milieu, Kaste etc.), wird zwischen geschichteten oder gruppierten und segmentären Gesellschaften mit gleichrangigen Bevölkerungsteilen unterschieden. Diese verhalten sich jeweils nicht statisch, sondern dynamisch und sind prozesshaft, stehen in Wechselwirkung zueinander. In diesem Zusammenhang wird die Frage der Inklusion, einer unhinterfragten Akzeptanz aller Gesellschaftsteilnehmenden, zu einer grossen Herausforderung. Bislang ausgeschlossene Akteure der sozialen Subsysteme sollen mit «eingeschlossen werden». In der Regel wird dabei an behinderte Kinder gedacht; aber der Begriff Inklusion hat an sich ja keine Grenzen, sondern soll diese aufheben. Gesellschaftlich betrachtet gehören sowohl unterschiedliche Lebensmodelle und Präferenzen als auch äussere oder innere Differenzen (Hautfarbe, Herkunft, sexuelle Orientierung, psychische Erkrankungen etc.) mit hinein. Alle diese Themen werden heute fast täglich und höchst emotional in den Medien debattiert, oft mit einem «Tunnelblick» vertreten und verteidigt – insbesondere von den Betroffenen selbst.

Dabei werden der holistische Blick und systemische Ansatz ausser Acht gelassen. Betrachten wir aber «die Gesellschaft» als Ganzes, als ein durch

Beziehungen und geteilte Gemeinsamkeiten zusammengehaltenes, dynamisches Miteinander, so erkennen wir, dass Inklusion nur als Gegenpol der Exklusion existieren kann. Anders gesagt «wo Licht, da Schatten» – das eine existiert nicht ohne das andere. Inhaltlich betrachtet, gibt es etliche solcher Polaritäten und Inklusion bedingt den Einschluss vormals Ausgeschlossener und Ausgegrenzter. Es darf aber gefragt werden: wollen die «ausgeschlossenen Ausgegrenzten» einen gesellschaftlichen Einschluss? Ist es eine gefühlte

«Für eine positive Persönlichkeitsentwicklung braucht es sowohl eine individuelle Identität als auch eine Gruppenidentität..»

Ausgrenzung, eine strukturelle oder eine ideelle? Oder sollen lediglich die Differenz und Andersartigkeit anerkannt, gewürdigt und akzeptiert werden? Und letztlich darf gefragt werden: Ist Inklusion überhaupt machbar? Auf diese Frage sagte mir

ein leitender Sozialarbeiter kurz und knapp: Inklusion ist nicht möglich. Diese Aussage deckt sich mit der These des Soziologen Niklas Luhmann⁶: «Eine vollständige Inklusion in die Gesellschaft (aller ihrer Teilsysteme) ist nicht möglich».

Es wird immer «Andersartige» geben, auch solche, die keinen Einschluss in die Gesellschaft wünschen. Als Beispiel können wir die «Bettler-Situation» in Basel⁷ nehmen, bei welcher alle Integrationsangebote gescheitert sind. Vom Wunsch der fremden Andersartigen inkludiert zu werden, kann keine Rede sein. Es wird also immer Ausgeschlossene geben. Unterschiede und Differenzen sind ja nicht grundlegend schlecht, sondern einfach nur anders. Die (Be-)Wertung ist das Problem – nicht der Unterschied. Es muss also gefragt werden: Warum bewerten wir Unterschiede? Ist Anderssein bereits schlecht, weil eben anders? Orientiert sich der Gedanke der In-

«Solidarität als verbindender und bewusster Akt ist für den gesellschaftlichen Zusammenhalt unerlässlich.»

klusion am Wunsch, alle denselben Werten und Normen zu unterwerfen? Oder ist damit die Pluralität, ein gleichwertiges Miteinander gemeint? Und wenn dem so ist, sind alle befähigt und willens ihren Teil zum Gelingen beizutragen? Sind gesellschaftsrelevante selbstregulierende Faktoren gegeben?

Die gesellschaftliche Frage nach Inklusion als Erweiterung des Integrationskonzeptes wird vorherrschend in der Pädagogik, Bildung und im Behindertenbereich diskutiert und gefordert. Der Einschluss einzelner Funktionssysteme ist möglich, der aller aber nicht. Solidarität als verbindender, bewusster Akt ist für den gesellschaftlichen Zusammenhalt unerlässlich.

Nichtsdestotrotz bleibt die Grundlage dieser Diskussion die Polarität zwischen Ein- und Ausschluss. Psychologisch betrachtet braucht es – um aus dem «ich/wir» und die «anderen» – ein grosses «wir» zu machen, gemeinsame Normen und Werte. Und gerade diese sind im aktuellen Gesellschaftsdiskurs schwierig zu finden: Das Alte gilt nicht mehr und das Neue ist noch nicht da, respektive ist sehr schnelllebig und wenig beständig. Oft werden einfach nur hedonistische Partikularinteressen vertreten, die nicht mehrheitsfähig sind. Das WorldWideWeb macht es nicht einfacher, sondern bringt den Aspekt der Globalität (versus Regionalität) mit hinein und eine unfassbare Vielfalt an Ausdrucksformen und Meinungen. Von den sich selbst narzisstisch zelebrierenden «Influencerinnen und Influencern», über den «Sick Style» (sein Leid, Krankheiten zu inszenieren) oder die «Generation Selfie», die vor fast nichts zurückschreckt (Risiken wie Schönheitsoperationen eingeht) und alles in allem auch neue Störungsbilder kreiert (wie Internetsüchte oder den «kollektiven Autismus⁸»). Wie viel sind mir die Likes und Follower (pekuniär) wert?

Peter Schneider⁹ titelt zum Thema psychische Erkrankungen: «Werden die Menschen immer irrer? Oder werden wir immer intoleranter gegenüber allem, was anders ist, als wir erwarten?» Diese Dichotomie ist typisch für unsere Zeit, in der viele der

Ansicht sind, tolerant zu sein und de facto radikal gegen Andersdenkende wettern oder gar vorgehen: Wir alle kennen den täglich Kampf auf urbanen Strassen: Velo gegen Auto, Fussgänger gegen alle (starren aufs Mobile anstatt auf die Strasse), Velo gegen Velo etc.. Und wenn es mal nicht gut geht, ist immer der/die Andere Schuld. Selbstverantwortung und Einsicht: Fehlanzeige.

Und nicht zuletzt zur Erwartung: Das ist quasi der Pferdefuss des Inklusionskonzeptes, das nur funktionieren kann, wenn anderen auch Andersartigkeit zugestanden wird – unabhängig von der eigenen Erwartung, wie diese zu sein hätten.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass wir neben den Forderungen nach Toleranz, Solidarität, Akzeptanz und Wertschätzung, segmentäre Gruppen nur dann inkludieren können, wenn diese dies auch wollen. Dazu gehört auch die Bereitschaft, den eigenen Teil der Verantwortung zu übernehmen und aktiv am gesellschaftlichen Zusammenhalt zu arbeiten. Hier und jetzt, ohne Wenn und Aber.

Partizipation, gesellschaftliche Mitwirkung und Teilhabe, fängt formell beim Ausüben des Stimmrechts (von Bürgerinnen und Bürgern) an und geht im informellen Sektor über in ein selbstbestimmtes Engagement. Die persönliche Betroffenheit ist oftmals eine Kernmotivation. Für eine echte Inklusion ist die Aufhebung der in Polaritäten gedachten und bewerteten Attributen und Differenzen nötig, eine Art Mainstreaming («Einschluss in die Hauptströmung», mitdenken der Unterschiede unter Anerkennung des Verbindenden) aller trennenden Eigenschaften wie «behindert – nicht behindert» oder «fremd – einheimisch». Die verbindende Gemeinsamkeit ist das Menschsein, mit allen

emotionalen und existenziellen Bedürfnissen, Wünschen, Perspektiven sich entfalten zu können und dem Streben nach Selbstverwirklichung.

Lenka Svejda, geboren 1961 in Prag, Ethnologin, Sozialwissenschaftlerin, Dozentin für Soziologie und Amba-Coach, Publizistin und Stiftungsrätin bei Rheinleben, Basel.

Davor fast zwei Jahrzehnte als Sozialwissenschaftlerin der Psychiatrie Baselland, Schwerpunkt transkulturelle Psychiatrie; Dozentin im Nachdiplomstudium «Interkulturelle Kommunikation» an der Universität LU und Bereichsleiterin «Demographie und Bildung» beim Statistischen Amt BL.

1. Ethnozentrismus ist «jene Weltanschauung, nach der die eigene Gruppe das Zentrum aller Dinge und alle anderen im Hinblick auf sie einstuft und bewertet» (Sumner 1906, siehe Fussnote 2). Es geht um Gruppen, Gruppenbildung und -wahrnehmung, Ein- und Ausgrenzung.
2. Graham W. Sumner, *Folkways: A study of the sociological importance of usages, manners, customs, mores and morals*, New York, Ginn, 1906.
3. Adorno, Th. W., Frenkel-Brunswik, E., Levinson D. J. & Stanford, R. N, *The authoritarian personality*, New York, Harper, 1950.
4. L. Svejda, Ethnozentrismus: Die Mutter des Rassismus, in: *Soziale Medizin*, Nr. 2, Basel, SGG, 2006.
5. Begriff von Ferdinand Tönnies, 1905, *Soziologie und Philosophie*.
6. Siehe Niklas Luhmann, *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Bd. 2, Frankfurt a.M., Suhrkamp, 1997.
7. Bis 2019 bestand ein Bettelverbot. Nach dessen Aufhebung, kamen viele Bettler aus Osteuropa in die Stadt und gingen teilweise recht aggressiv ihrer Beschäftigung, Passanten um Geld anzuhalten, nach. Die Stadtmenschen reagierten grösstenteils genervt, andere initiierten Hilfsangebote wie Übernachtungsplätze. Die Bettelnden hatten aber kein wirkliches Interesse daran, auch kostenlose Rückreiseangebote wurden abgelehnt. Aktuell herrscht eine Art Kompromisslösung vor, das Betteln wurde wieder beschränkt, aber nicht verboten. Die Bettler sind immer noch vor Ort, wenn auch weniger zahlreich.
8. Sinnbildlich: alle starren in ihr Mobile und ignorieren die anwesenden Menschen um sie herum, sei es an einem Konzert, auf der Strasse, bei geschäftlichen und privaten Treffen.
9. In: NZZ Feuilleton, 6.10.20, Zürich.